



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Siebeneichen und Scharfenberg, die Burgen der
deutschen Romantik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hervorholte, zu vertiefen. Mitten im Gefecht wandte sich einmal Igelström an Seume mit der Frage: Mon cher, que deviendrons nous? Seume antwortete: Votre Excellence, nous serons tués ou pris. — Mon cher, vous radotez, erwiderte der General unmutig und ritt weiter. Wohl wußte auch er schon, daß Nowizki die Stadt geräumt hatte. Aber er war überzeugt, daß er dies nur getan habe, um sich durch Vereinigung mit dem preußischen Detachement zu verstärken; er zweifelte nicht daran, daß er unter dem Schutze der Nacht wieder zurückkehren werde. So antwortete er Pistor, als dieser ihm vorschlug, am Abend um zehn Uhr aus seinem Quartier auszubrechen und aus der Stadt zu ziehn. Er wollte um so weniger von einem solchen Wagemuth wissen, als die ermüdeten und hungrigen Soldaten schon einen bedenklichen Mangel an Subordination zeigten. Nicht wenige zerstreuten sich in die benachbarten Häuser, um dort zu plündern und sich zu betrinken. Seume selbst war Zeuge davon, wie sich ein Trupp Soldaten im Hofe des Kommissionshauses, das an der Ecke der Methstraße lag, um ein Faß Brantwein lagerte, das sie erbeutet hatten, und sich betrank, ohne sich um die Befehle der Offiziere oder die feindlichen Kugeln zu kümmern, die ihnen um die Köpfe flogen. „Was wollen Sie mit solchen Leuten unternehmen?“ sagte der General einmal zu Pistor. Nur das eine erlangte dieser, daß Igelström, als es dunkel wurde, eine halbe Eskadron an den Generalleutnant Wolki, der das preußische Detachement befehligte, schickte mit dem Ersuchen, nach dem westlich von Warschau liegenden Wola, wohin, wie man meinte, Nowizki sich gewandt hätte, zu rücken und gemeinschaftlich mit diesem nach der Stadt zu marschieren.

(Fortsetzung folgt)



Siebeneichen und Scharfenberg, die Burgen der deutschen Romantik

Von Otto Eduard Schmidt



on den frühern Richtungen des deutschen Geisteslebens und der deutschen Literatur ist gegenwärtig keine so beliebt und beinahe wieder so modern geworden wie die Romantik, die eigentümliche, aus den verschiedensten Wurzeln hervorsproßende Denkweise, die im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts eine, wenngleich nicht völlig durchgreifende, so doch sehr bemerkenswerte und folgenreiche Revolution gegen den herrschenden Geschmack, namentlich auf dem Gebiete der Philosophie, der Kunst und der Religion unternommen hat. Die Anfänge der romantischen Bewegung, die sich gegen die rein verstandesmäßige Differenzierung der Wissenschaften und der Künste, gegen den übertriebenen Klassizismus und Rationalismus wandte, gingen zwar zunächst mit viel unklarer Schwärmererei und Verworrenheit, mit viel Weichlichkeit und Lüsterheit, mit viel großen Worten bei mangelndem Inhalt oder dürftiger Gestaltungskraft einher. Diese Bewegung gewinnt aber in ihrem Fortgange an innerer Kraft und Reinheit, sie befreit das deutsche Volk aus den Fesseln eines abgeschmackten Kosmopolitismus und eines verblaßten Klassizismus

Grenzboten I 1906

72

und weckt es zu einem neuen deutschen Dasein, und schließlich verhilft sie den edelsten, anfangs nur geahnten künstlerischen Absichten zu einer schönen Erfüllung. So ist nicht nur die Befreiung des deutschen Volkes von der französischen Fremdherrschaft durch die Romantik gefördert worden, sondern auch die neuere deutsche Geschichtsschreibung, die wissenschaftliche Sammlung des deutschen Sprachguts und des Volksliedes, die Pflege des deutschen Märchens, die Poesie des Waldes, die Kunst eines Moritz von Schwind und eines Ludwig Richter, die deutsche Oper, die Bewegung für deutsches Recht, für Volkskunde, Volks- und Heimatkunst: alles dies ist auf dem von der Romantik bearbeiteten Boden erwachsen. Sie muß somit zu den wichtigen Strömungen gezählt werden, die bei der Schaffung und dem Ausbau des deutschen Nationalstaats tätig gewesen sind. Eine so weittragende Bewegung verdient es wohl, bis in den Kern ihres Wesens und sozusagen bis in ihre Heimat verfolgt zu werden. Und da ergibt sich denn mehr und mehr, daß die Romantik zunächst eine spezifisch mitteldeutsche Bewegung ist, anhebend in einem zufälligen Verein gärender Geister in Jena, die sich dann aus dem Saatal in das sächsische Elbtal verpflanzt und hier besonders feste Wurzeln schlägt. Die klassische Stadt der Romantik wird Dresden. Dort fand im Sommer 1798 eine Art Heerschau über die Männer statt, die sich der neuen Bewegung angeschlossen hatten. Friedrich und August Wilhelm Schlegel und der zu ihnen gehörende Frauenkreis hatten in der Gemäldegalerie ihr Hauptquartier aufgeschlagen und weihten hier Fichte und Schelling in ihre künstlerischen Ideen ein, Novalis aber wurde als „Symprophet“ öfter aus Freiberg herüberzitiert. Auch eine zweite und eine dritte Generation von Romantikern hat später Dresden aufgesucht, besonders seit Tieck (1819) das schöne Elbflorenz zum dauernden Wohnsitz erkoren hatte. Das ist kein Zufall. Die Romantik suchte die innige Verschmelzung von Natur und Kunst, und diese bot Dresden in jenen Jahren wie keine andre deutsche Stadt. Wer damals die aus Canalettos Bildern genugam bekannten traulichen Straßenzüge der Stadt mit den fein zueinander gestimmten Bürgerhäusern und Adelspalästen, den Rokokoerschlößern und -Kirchen durchwanderte, wer die steinernen Wunder der Zwingerarchitektur mit den phantastischen Figuren des Zeitalters der beiden Auguste belebte, in den zahlreichen Sammlungen das Schönste der Kunst aller Perioden beieinander fand und dann wieder zum Brühlischen Garten emporsteigend den entzückenden Kranz waldbiger oder rebentragender Berge und Höhenzüge erschaute, von dem dieses liebliche und majestätische Stadtbild umrahmt war, und den silbernen Spiegel des gondelbelebten Stromes, der konnte in der Tat mit einem Schwärmer des achtzehnten Jahrhunderts ausrufen: „Hier ist ein bezaubertes Land, das sogar die Träume der alten Poeten übertrifft.“ Hier sprach in der Tat „die Natur zur Kunst und die Kunst zur Natur“ (Karl Zoel, *Meiße* und die Romantik, Leipzig 1905, S. 358). Friedrich Schlegel sagt von sich: „In dem schönen Dresden erwachte zuerst mein jugendliches Gefühl, da sah ich die ersten Kunstwerke,“ und Novalis schreibt an ihn, er möchte ihn gern sehen, wie er dort den Eingebungen der Natur lausche und dem Nachhall der Vergangenheit. Außer der Stadt selbst sprach auch ihre nähere und weitere Umgebung zu den Romantikern, namentlich Meißen mit seinen in die alte Kaiserzeit zurückführenden Erinnerungen, dem gotischen Dome und den benachbarten, auf schön geformten Höhen liegenden Burgen Siebeneichen und Scharfenberg.

Friedrich Schlegel war der Enkel eines Meißner Stiftshyndikus und verdankte, obwohl in Hannover geboren, doch nach seinem eignen Geständnis der Meißner Gegend die Erweckung seines Naturgefühls. Im Eingang seiner „Erinnerungen an die Reise nach Frankreich“ sagt er: „Der Augenblick stand mir noch oft lebhaft vor Augen, in welchem wir von dem Dome zu Meißen auf die Elbe und das romantische Tal hinuntersahen, das mir so teuer ist, weil ich hier zuerst die Natur in schönerer Gestalt sah und mehr als einmal nach einem Zwischenraum von mehreren Jahren dieselbe geliebte Gegend voll von Erinnerungen und doch mit dem frischen Reiz eines neuen Eindrucks wieder sah.“ Aber nicht nur die

Väter der Romantik sind häufig Gäste des Meißner Elbtals gewesen, sondern auch ihre Söhne und Enkel. Die ganze romantische Bewegung vollzieht sich meines Erachtens in drei Perioden, in der philosophisch-lyrischen der Frühromantik bis 1801, der heroischen des Zeitalters der Freiheitskriege (1806 bis 1815) und in der des Nachhalls und der künstlerischen Erfüllung, die bis zu den Dichtungen und Ton-schöpfungen Richard Wagners reicht. Alle drei Perioden haben so enge Beziehungen zu den beiden verschwisterten Schlössern gehabt, daß sie als die Burgen der deutschen Romantik schlechthin angesehen werden können. Die Kunde davon ist auch den Gebildeten unsers Heimatlandes im Schutte der Zeiten verloren gegangen; die folgenden Blätter mögen sie von neuem zu erwecken versuchen. Doch zuvor wollen wir die beiden Schlösser selbst kennen lernen.

Wenn wir mit dem Dampfschiff in Scharfenberg landen (etwa eine Stunde südöstlich von Meissen), so grüßen uns die Ziegeldächer des Schlosses halbversteckt unter den lauschigen, grünen Wipfeln der Linden und der Eichen, die die Kruppe des Berges beschatten. An einem einst hochberühmten, jetzt verlassenen Silberbergwerk und an kleinen idyllischen Häuschen mit altertümlichem Holzwerk vorüber steigen wir den ziemlich steilen, nach allen Regeln der Kunst angelegten Burgweg hinauf und stehn bald vor zwei kleinen, die Brücke zum Burgtor schirmenden, mit Schießscharten versehenen Türmchen. Sie sind, wie der ganze Oberbau des Schlosses, von Haubold von Miltitz um 1653 nach den Zerstörungen, die der Dreißigjährige Krieg hinterlassen hatte, aus leichterm Mauerwerk wieder aufgebaut worden. Den ursprünglichen Bau datiert eine ganz unsichre Überlieferung aus dem Jahre 938, doch fällt die erste urkundliche Erwähnung der Burg erst ins Jahr 1227. Als eine wichtige Feste des Meißner Bischofs, die unter allen Umständen aus der Verpfändung eingelöst werden müsse, erscheint Scharfenberg 1288; wenig später (1294) bestätigt Markgraf Friedrich dem Bischof den ihm einst von dem Kaiser Friedrich dem Zweiten verliehenen Zehnten aus dem fündig gewordenen Silberbergwerk Scharfenberg; spätestens seit 1390 ist die Burg im Besitze der Miltitz. Über den gewachsenen Felsboden des Torbaues gehn wir in den rechteckigen Hof, dessen tiefe Stille nur der plätschernde Brunnen unterbricht. Das Schloß ist nämlich meist nur von dem im linken Erdgeschoß hausenden Kastellan bewohnt; doch wird es von dem auf Siebeneichen residierenden Besitzer, Freiherrn von Miltitz, öfters auch auf längere Zeit an befreundete Familien als Sommerwohnung überlassen. Zur Rechten ist der Eingang in eine steinerne Halle, aus der die Wendeltreppe zum obern Turmzimmer und zu dem schlichten Saale emporführt. Im Untergeschoß des rechten Flügels sind tief in den Felsen eingehauene Keller, Verließe und Ställe bemerkenswert: diese gehn wohl auf die älteste Anlage der Burg zurück. Das Schönste aber, was es in Scharfenberg zu sehen gibt, ist der vor beiden Flügeln auf einer ehemaligen Bastion nach der Elbe zu angelegte, halbverwilderte Garten. Über dem niedrigen, durch die Mauer gebrochenen Pfortchen steht das schöne Distichon:

Nobilis haec quondam gentis nobilissima sedes
Fracta ruat, virtus si modo prisca manet.

Drinne aber wuchert zwischen blühenden Rosen tausendzüngiger Efeu und stützt hilfbereit mit seinen Wurzelfasern das bröckelnde Gestein; andre Schlingpflanzen klettern an uralten Linden empör und lugen neugierig ins Nest der Holztaube, die auf dem äußersten Wipfel girrt. Zu unsern Füßen aber breitet sich ein wunderliebliches Landschaftsbild aus. Da schlängelt sich in grüne Ufer eingebettet der Elbstrom mit seinem Schiffsverkehr, den man stundenweit verfolgen kann. Jenseits liegen stattliche Dörfer und größere Ortschaften, die sich teils der schwarzen Randlinie der Burggrafenheide und des Friedenwaldes anschmiegen, teils bis in das Innere der dunkeln Waldmasse hineindringen. Nach Süden zu begrenzt den Blick das Häusermeer der Löbmitz, bei hellem Wetter sieht man auch die Türme von Dresden, nach Norden zu den zerrissenen, Wein und Willen tragende Fels des Spargebirges.

Um von dieser aussichtsreichen Höhe nach Siebeneichen zu gelangen, gehn wir den Burgweg wieder hinunter und dann am Grenzsaume zwischen der grünen Elbaue und dem als Schälwald benutzten Eichenbusch des Berghangs ein Stündchen mit dem Strome. Bei dem Siebeneichner Försterhause betreten wir den mit Recht weitberühmten Park. Dieses von Wein und lilablühender Clematis umrankte, oft von den Malern geschilderte Försterhaus mit seinem in sanften Konturen verwitternden Giebel gehört zu den reizvollsten Denkmälern, die uns die Kunst der deutschen Renaissance auf sächsischem Boden hinterlassen hat. Es ist von den Erben des frommen Nickel von Miltitz (gest. 1595) aus den Steinen einer von ihm um den Garten aufgeführten Mauer erbaut worden und trägt unter einem Rindengel und einem Allianzwappen am Giebel eine vom Tore des Gartens herrührende Inschrift aus dem Jahre 1591.

Wenn wir vom Försterhause aufwärts gehn, kommen wir bald an eine Stelle des Parkes, die ich über alle Reize des berühmten Großen Gartens von Dresden und aller mir bekannten sächsischen Schloßgärten setze. Am Eingang dazu steht gleich einem gigantischen Hüter des Heiligtums eine Platane auf dem grünen Rasen, der gleichen wenig in deutschen Landen zu finden sein dürften, so gewaltig ausgreifend nach allen Richtungen, daß man sie nur mit einer riesigen Kugel umschreiben könnte, jeder der Hauptäste so stark wie ein mäßiger Stamm; es folgt nun ein Dom hochgewachsener Linden, die sich oben zusammenschließend wie ein gotisches Gewölbe ein rundes Wasserbecken beschirmen, aus dem ein Strahl gerade so hoch emporsteigt, daß die Sonnenstrahlen seine im Lufthauche zerflatternden Strahlen mit den Farben des Regenbogens zu durchdringen vermögen, und dahinter erhebt sich amphitheatralisch ansteigend, den Blick vertiefend und zugleich begrenzend ein heiteres, von Faltern belebtes Wiesengelände, dessen oberes Rund ernster, dunkler Tannenwald bekrönt.

Mir war es oft, als ob in den hier wirkenden Kräften, aufsteigenden Szenen und webenden Lichtern der Inhalt eines ganzen Menschenlebens symbolisch beschlossen wäre. Wer aber hier den Reiz dieses einzigartigen Erdenflecks etwa in der balsamischen Stille eines Sommernachmittags genießt, der mag dankbar der wahrhaft vornehmen Munifizenz des edeln Geschlechts gedenken, das im Schlosse über diesen Wipfeln wohnt. Mancher andre, der eine solche Stelle besäße, hätte sie längst in selbstfüchtigem Besitzstolze dem Publikum verschlossen, der Freiherr von Miltitz hält den Park trotz der Nähe der immer volkreicher werdenden Stadt Meißen zu allen Tagesstunden geöffnet, erhält die Wege und Bänke auf seine Kosten und erlaubt sogar, daß am Morgen des Pfingsttages die Stadtkapelle darin für das große Publikum konzertiere.

Der Park ist eine Schöpfung des romantischen Zeitalters, als man der französischen verschnittenen Hecken und andern Künsteleien überdrüssig im Sinne Rousseaus zur „Natur“ zurückgekehrt war. Die neue Richtung der Gartenkunst kam aus England, und Dietrich von Miltitz, der den Park anlegte, hatte eine Engländerin zur Frau. Der Siebeneichner Park hieß deshalb früher auch im Volksmunde die „Engländerei.“ Er hat seinen ursprünglichen Charakter im großen und ganzen bis jetzt bewahrt. Daher die wundervollen, waldbumfsäumten Grasflächen, die namentlich wenn man sie von der Elbe aus betrachtet, mit den Faltungen des Geländes auf- und niederzusteigen scheinen und in die idyllische Ruhe eine leichte harmonische Bewegung bringen, daher die lauschigen Waldgänge und die überraschenden Durchblicke auf den Strom, das Spargebirge, die Stadt und die sie überragende Burg mit dem Dom. Von den Steinfiguren ist freilich nur eine übrig geblieben: eine eisenumrankte, grünbemooste Frauengestalt, deren sanfte wehmütige Züge durch den steinernen Schleier hindurch sehnsüchtig zum Schlosse emporzuschauen scheinen — viele Sagen haben sich um das rätselhafte Steinbild geschlungen, aber als ich eines Tages das Museo Borbonico zu Neapel durchwanderte, sah ich, daß es keine originelle Schöpfung, sondern die Kopie einer dort stehenden römischen Pudicitia ist. Neuere Monumente im Parke beweisen den patriotischen Sinn der Besitzer: so das Denkmal für die

1870/71 gefallenen Meißner Jäger und ein „dem siegreichen deutschen Heere“ gewidmeter Bronzeadler auf einer schönen korinthischen Säule.

Doch wir eilen empor zu dem Schlosse, das über grünen Talmulden und inmitten von Gärten, deren Zypressen und Feigenbäume etwas Italienisches haben, gar anmutig liegt. Es ist kein so uralter Bau wie manches Wasserloß des Meißner Landes. Erst um 1550 hat es Ernst von Miltitz auf ehemaligem Besitz des Akraklosters erbaut und wohl nach einer Gerichtsstätte benannt, die unten auf den nach Scharfenberg zu liegenden Wiesen noch heute durch sieben mächtige Eichen kenntlich ist. Von dem Bau Ernsts von Miltitz ist heute nur noch der von zwei Türmen flankierte Palas übrig, der niedrigere, um einen länglichen Hof herumgeführte Flügelbau rührt erst aus dem Jahre 1745 her. Er birgt in seinem Innern wie auch der Palas eine Fülle schöner Hallen und Gemächer, die von den kunstfertigen Besitzern teils mit Glasgemälden des Malervorstehers Scheinert (1791 bis 1868) geschmückt, teils durch aufgestellte Sammlungen fast zu einem Museum aller der Zeiten, die das Schloß durchlebt hat, gestaltet worden sind, und doch dabei den Charakter vornehmster Wohnräume nicht verloren haben. Besonders stimmungsvoll ist der zu einer Kistkammer umgewandelte lange Korridor des zweiten Stockwerks und das Turmzimmer, das mit seinen durch bunte Scheiben bestrahlten kirchlichen Kunstwerken den Eindruck einer mittelalterlichen Burgkapelle macht.

Diese Räume gehörten um 1770 dem 1739 auf dem damals Miltitzischen Gute Oberau gebornen Ernst Haubold von Miltitz und seiner ihm seit 1765 vermählte Gattin Henriette Luise, eine geborne von Schönberg. Das Geschlecht der Miltitz hat viele kernhafte und eigentümliche Männer hervorgebracht: Ernst Haubold erscheint uns trotz seiner kurzen Lebenszeit — er starb schon 1774 zu Pisa an einem Lungenleiden — als einer der kernhaftesten. Aufgewachsen unter dem gewissenlosen Regimente des Grafen Brühl, aber zum jungen Manne gereift unter den Stürmen und dem furchtbaren Drucke des Siebenjährigen Krieges gehörte er zu den trefflichen Männern des neuen Sachsens, die in bewußter Abkehr von der Genußsucht und Viederlichkeit des Zeitalters der beiden August in edelm Wettstreite mit ihren Kurfürsten Friedrich Christian (gest. 1763) und Friedrich August dem Dritten (1768 bis 1827) das Vorrecht des Adels vor allem in vernunftgemäßer Lebensführung und der Betätigung einer edeln Menschlichkeit suchten. Er besaß Siebeneichen, Bagdorf und Oberau; auf diesem Gute besuchte ihn Pfingsten 1769 sein väterlicher Freund Gellert, mit dem er seit seiner Universitätszeit im Briefwechsel stand. Der Gellertbrunnen und die Gellerteiche bei dem jetzt Carlowitzischen Schlosse erinnern noch heute an den dortigen Aufenthalt des frommen Dichters. Wenig später entdeckte Ernst Haubold in einem schlichten sächsischen Mähjungen einen werdenden Philosophen und verhalf diesem für Deutschlands Wiedergeburt ganz unschätzbaren Geiste durch vielfältige Unterstützung zu seiner Entwicklung. Ernst Haubold hatte im Jahre 1771 eines Sonntags seinen Schwager Johann Albericus von Hoffmann auf dem Schlosse Rammenau bei Pulsnitz besucht, war aber zu spät gekommen, als daß er noch die Predigt in der Kirche hätte hören können. Als er beim Mittagessen sein Bedauern darüber aussprach, äußerte sein Schwager, das Veräumte könne nachgeholt werden. Ein Dorfjunge, eines Wandwebers Sohn, habe ein so großartiges Gedächtnis, daß er imstande sei, die Predigt des Pfarrers wortgetreu zu wiederholen. Der Knabe erschien vor der vornehmen Tischgesellschaft, leistete das Verlangte, und der Freiherr von Miltitz nahm ihn mit auf sein Schloß. Man kann sich denken, welchen tiefen Eindruck diese Verpflanzung auf den Webersohn ausübte, ganz gewaltig aber muß auch der persönliche Einfluß des neuen Beschützers auf den empfänglichen Knaben gewesen sein. In ihm sah er den freien Mannesmut und das redlichste Streben nach Selbsterziehung, Charakterzüge, die später Fichtes ganzes Wesen bestimmten, in eindruckvollster Weise verkörpert. Ernst Haubolds Bild strahlt uns noch aus der Instruktion für den Erzieher seines vierjährigen Sohnes Dietrich entgegen, die er 1773 aufsetzte, als

er, ein todtkranker Mann, nach Italien ging, um dort vergebens Heilung von seinem Lungenleiden zu suchen: „Ich habe mir viel Mühe gegeben, meinen Sohn von seinem ersten Alter an körperlich hart zu gewöhnen. Er hat bei der unangenehmsten und rauhesten Witterung seine Spaziergänge wie bei dem schönsten Wetter fortgesetzt. Ich habe ihn nicht nur ermüdende und harte Spielwerke ausgesucht; ich habe ihn auch oft unter Liebkosungen und Lobeserhebungen empfindliche Schmerzen übernehmen lassen. Wunden sind nimmer wie Übel, vielmehr wie Kleinigkeiten und immer wie Folgen von Ungeschicklichkeit angesehen worden.“ Der junge Fichte wurde später auf Miltitzens Kosten bei dem vortrefflichen Pfarrer Krebel in Niederau erzogen, dann besuchte er etwa ein Jahr lang die Meißner Stadtschule und gab damals schon die ersten Proben seiner nach höchster Freiheit ringenden Natur: denn eine Quittung des Magisters Weiße über das empfangne Schul- und Kostgeld vom 6. September 1774 enthält von dem damals zwölfjährigen Fichte die Wendung: „den unser treuer Gott erleuchten und befehren wolle.“ Noch im Oktober dieses Jahres ging der frühreife auf die Fürstenschule Pforta über, wo der Geist Klopstocks und der beiden ältern Schlegel noch lebendig war. Aber noch als akademischer Lehrer gedachte er dankbar dessen, was ihm in früher Jugend die Miltitzische Familie gewesen war. Am 24. Juni 1794 schreibt er an seinen Bruder Gotthelf aus Jena: „Ein solches feines Betragen lernt in spätern Jahren sich nie; denn die Eindrücke der ersten Erziehung sind unaustilgbar. Mir sieht man die meinige jetzt vielleicht nicht mehr an; aber das macht mein sehr frühes Leben im Miltitzschen Hause. . . .“ Auch noch in den Jahren der Wiedergeburt Preußens muß Fichte von Berlin aus in Siebeneichen gewesen sein — vielleicht im Sommer 1810 auf der Reise nach Teplitz —, denn der 1802 geborne Georg von Miltitz erinnerte sich aus seiner Knabenzeit lebhaft, den berühmten Philosophen „mit seinem geröteten Angesicht und seiner untersehten, martialischen Figur“ in Siebeneichen gesehen zu haben.

Der Träger dieser Verbindung war damals und früher Ernst Haubolds einziger Sohn Dietrich von Miltitz. Geboren 1769, vom Vater als fünfjähriges Kind hinterlassen, unter die Vormundschaft des hiedern Herrn von Hardenberg auf Ober-Wiederstedt, des Vaters von Novalis, und des Grafen Einsiedel auf Reibersdorf gestellt, der ihn einige Jahre in sein Haus aufnahm und mit seinem Sohne Heinrich und seinem Neffen Detlev, dem spätern sächsischen Staatsminister, erzog, wurde er doch mehr und mehr das Produkt der Erziehung seiner Mutter, die durch Briefe mächtig auf ihn einwirkte. Diese, Henriette Luise von Miltitz, eine hochgebildete, weltkluge Dame, die (geb. 1742) mit ihren gesellschaftlichen Anfängen noch in die Brühl'sche Zeit zurückreichte, war eine Frau von politischem Scharfblick, um den sie ein Staatsmann beneiden könnte, und von tiefem Instinct, ich möchte sagen Fichtischer Sittlichkeit. Die Erzählung „Die kleine Schuldenmacherin,“ die sie ihrem Sohne zur sittlichen Genesung schickte, als er auf dem Gymnasium etwas leichtfertig zu werden drohte, verdient einen Ehrenplatz in unsern Lesebüchern.

Auf den Universitäten Wittenberg und Leipzig erwarb sich Dietrich von Miltitz die juristischen Grade, dann trat er als Sousleutnant bei der sächsischen Reiterei ein (1790), aber bald wird auch er von den mit sieghafter Gewalt über den Rhein dringenden Ideen der französischen Revolution erfaßt. Er nimmt erst Urlaub, dann seinen Abschied und lebt in der Schweiz. Wie weit Fichte ihn dabei beeinflusst hat, kann man nicht feststellen, aber es ist zu beachten, daß auch dieser den Ausbruch der Revolution in der Schweiz erlebte. Seine Schriften „Beitrag zur Berichtigung des Urtheils des Publikums über die französische Revolution“ (1793) und „Zurückforderung der Denkfreyheit, an die Fürsten Europas“ (1794), beide Verteidigungsschriften für die in Frankreich vollzogenen Umwälzungen, sind auf schweizerischem Boden entstanden.

Dieselben IDeengänge verraten Dietrichs von Miltitz Briefe aus dieser Zeit. Seine Mutter war längst in großer Sorge um ihn. Sie schreibt schon am

28. April 1792 mahrend und warnend, aber nicht als Anhängerin des ancien régime, sondern als Vertreterin der Humanität, nicht als Weltbürgerin, sondern als Deutsche, nicht als Deistin, sondern als praktische Christin mit einem kantisch-sichtlichen Pflichtgefühl im Herzen: „Daß in Frankreich der Despotismus Tausende unglücklich machte, ist richtig, aber macht die jetzige Gärung nicht Millionen Menschen noch unglücklicher? Ist nicht Frankreich von jeher in Zank mit sich gewesen? Bald war die Nation Sklave, bald die Könige. Der Fehler liegt unstreitig in der Regierungsform und in dem Charakter der Nation. Leichtsinzig und grausam, eskomastisch in ihrer Liebe für ihren König vergöttern sie entweder den Mann oder morden ihn. Aufgeblasen von ihren Verdiensten haben sie weder Kraft in ihren Köpfen noch Standhaftigkeit in ihren Systemen. Der Witz steht bei ihnen statt der überdachten Vernunft, bald sind sie Kind, bald Mann, bald kriechend, bald Held . . . solange die Welt stehn wird, wird jede Regierungsform von Menschen dependieren, und solange Menschen existieren, so lange wird nie was Vollkommenes bestehen können, il n'y a que le plus ou le moins qui fait la différence. Du wirst dies vor Deinem vierzigsten Jahre einsehen lernen. . . . Vernünftig, billig und durchgängig rechtschaffen zu handeln muß unser Bestreben sein“ — und am 5. Juni 1792 fügt sie hinzu: „Ich bitte Gott, Deinen armen Kopf und Dein unruhig Herz in seine Kur zu nehmen. Ganz glücklich kann der Mensch nie auf dieser Welt werden, aber ruhig, gelassen und zufrieden kannst Du werden, wenn Du willst. Aber da muß Du auf dem simplen Weg der Vernunft bleiben und nicht verschmähen, den ordinären Gang, der für Dich gebahnt ist, zu betreten. Dieser ist: zu reisen, Dir Kenntnisse zu sammeln, ein ehrlicher und gesitteter Mann zu bleiben und dann wieder zu kommen, Deine Güter anzunehmen, der Versorger Deiner Untertanen zu werden, Dein Herz einer vernünftigen Frau zu schenken, Deine Kinder gut zu erziehen und dem allgemeinen Wesen nützlich zu sein, wo und wie Du kannst. Dies ist Deine Bestimmung, und seine Bestimmung zu erfüllen ist Pflicht, und nur seine Pflicht erfüllen kann den ehrlichen Mann glücklich machen. Alles andre sind Spinnweben, die zerreißen bei dem kleinsten Winde.“ Erschütternd werden die Vorstellungen der Mutter, als sie ahnt, daß ihr Sohn in französische Kriegsdienste treten will: „ . . . ich würde Deinen Tod überleben, aber nicht den Verlust Deiner Reputation . . . nur dies Einzige bitte ich Dich, laß mich nicht erleben, daß ich mich Deiner schämen muß.“ Ehe diese Zeilen in Dietrichs Hände gelangten, hatte er sich im Juni 1792 wirklich dem französischen Kriegsminister zur Verfügung gestellt, um gegen die verbündeten Österreicher und Preußen zu sechten; er motiviert seinen Entschluß am 26. Juni 1792: „ . . . es ist mir unmöglich nach meiner Überzeugung meine Dienste zu Vermehrung und Fortpflanzung des Despotismus und der Tyrannei herzugeben, und das würde ich tun, wenn ich bei den Mächten, die jetzt gegen die Franzosen in Krieg sind, diene. Ob ich gleich weiß, daß unter den Franzosen eine große Menge schlecht denkender Menschen und liederliches Gesindel ist, so ist nach meiner Einsicht doch ihre Sache die gute und die allgemeine Sache der Menschheit.“ Bittere Kämpfe zwischen Dietrich und seiner Mutter folgten, in denen die starke Frau endlich über das Herz, „das noch kocht,“ und über den „Gang zur Indignation,“ den Miltizischen Familienzug, den Sieg davonträgt. Dietrich geht statt nach Paris hinüber in das konstitutionelle England, heiratet dort 1796 die zweiundzwanzigjährige schöne und edle Miß Sarah Anna Constable und kehrte mit ihr nach Sachsen heim, um die Verwaltung seiner Güter zu übernehmen. Er führte sie im Geiste edelster Humanität: noch ist eine von Schloß Scharfenberg den 15. Februar 1797 datierte Dankrede eines zwölfjährigen Knaben erhalten, der mit siebenundfünfzig andern Kindern von der neuen Gutsherrschaft bekleidet worden war. Im Jahre 1800 gründete Dietrich in Naustadt eine Erziehungs- und Versorgungsanstalt für bedürftige Knaben, doch so, daß diese in ordentlichen Familien untergebracht werden. So wurde er in der Tat „der Versorger seiner Untertanen,“ wie es die Mutter gewünscht hatte.

Das junge Paar führte aber auch ein gastliches Haus; mancher fahrende Ritter hat sich in diesem freundschaftsdurstigen Zeitalter der Frühromantik an dem warmen Herde Siebeneichens erquickt; aber keiner von den Einkehrenden hat so tiefe Spuren seines Wesens hinterlassen wie der, der die erste vorwiegend philosophisch-lyrische Periode der Romantik zum Blühen brachte, und mit dem sie starb: Novalis. Ein hoher, schlanker Jüngling, dessen edles Gesicht mit der fast durchsichtigen Haut und den großen glänzenden braunen Augen von langherabwallenden Locken umrahmt war, in seinem Äußern ganz dem Dürerischen Evangelisten Johannes ähnlich, inwendig ein flammender Feuergeist von auf- und niedersteigenden Ideen, auf- und abwallenden Empfindungen, die doch alle in die einzige, ewig sich erneuende, nie zu stillende Sehnsucht zusammenfloßen, zu lieben und geliebt zu werden. Als Dichter nur für die Lyrik begabt, als Lyriker aber auch geradezu hinreißend durch die schlichte Innigkeit seiner Empfindung, gar kein Erzähler, noch weniger ein Dramatiker, aber als Philosoph von der Fichtischen Lehre übergehend zu einem schrankenlosen, das All umfassenden Subjektivismus, tiefgründig und trotz scheinbaren Widersprüchen in sich harmonisch, wurde er vor einem Jahrhundert angestaunt als eine „Glanzercheinung,“ auf die sogar Goethe große Hoffnung setzte, dann war er verschollen und vergessen, aber seit wenig Jahren ist er wieder der Mittelpunkt einer philosophisch-ästhetischen, namentlich von Frauen — Ricarda Huch, Marie Jauchims — betriebenen Forschung, die das geringste seiner Worte hinnimmt wie eine göttliche Offenbarung. Ganz neuerdings erscheint sogar Friedrich Nietzsche als ein wenn auch ganz anders gearteter Geistesverwandter von Novalis; dieser gleiche dem sich in Sehnsucht verzehrenden Harfner, jener dem hammererschleudernden Thor, beide aber seien eins als Träger gärender Leidenschaft, als Söhne des alten Dionysos in seiner Doppelnatur (Karl Foel, Nietzsche und die Romantik).

Novalis war, als er zuerst die Schwelle des Mültischen Paares überschritt, in Siebeneichen kein Fremdling. Sein Vater, Erasmus von Hardenberg, war der Vormund des drei Jahre ältern Dietrich von Mültitz, dessen vom alten Hardenberg vorgezeichneten Studiengang: Jurisprudenz in Wittenberg und Leipzig, Novalis vier Jahre später mit einem kleinen Umweg über Jena kopierte. Er hatte, als die französische Revolution auch die besten Deutschen ergriff (1790 bis 1792), dem Vater kaum geringere Sorgen gemacht als das ebenso heißblütige Mündel. Aber eine schlimme Erfahrung, für ihn die bestimmendste seines Lebens, hatte Novalis vor dem alten Freunde voraus: er hatte am 19. März 1797 seine fünfzehnjährige Braut Sophie von Kühn nach langem Krankenlager durch den Tod verloren. War seine Liebe zu dem unbedeutenden Kinde — sie war zur Zeit der Verlobung dreizehn Jahre alt — anfangs schwankend gewesen, so gewann sie an Festigkeit durch die Krankheit der Braut — und der Tod vollends verklärte ihm Sophie zu einer Gestalt von überirdischer Reinheit. Es war ja Novalis Art, Gegensätze der Natur und des Geistes auszugleichen, alles Widerstrebende zu einer einzigen großen Harmonie, die „in dem Chor der Sterne tönt,“ zu vereinen. Gleich bei der ersten Begegnung hatte er Friedrich Schlegel das Wort entgegengerufen, es sei gar nichts Böses in der Welt, alles nahe sich wieder dem goldenen Zeitalter. Und so fand er denn später auch im Schmerz „den Stachel der Wollust“ und im Tode das Leben. Obwohl er sich nach Jahresfrist zu einem neuen Verlöbniß entschloß, so löste er doch die Seelenehe mit dem verklärten Schatten Sophiens niemals, und sein Leben war trotz seiner rastlosen Tätigkeit ein ununterbrochenes Hinsterven an der Schwindsucht, bis er am 25. März 1801 erst neunundzwanzig Jahre alt die „ewige Genesung“ fand.

Dieser transzendente Schwärmer, dem „die blaue Blume der Poesie“ das einzig Reelle in der Welt zu sein schien, trat mit Siebeneichen noch in näherem Verkehr, als er am 1. Dezember 1797 nach Freiberg übersiedelte, um durch den Stern des berühmten Mineralogen Werner gelockt, nach der Jurisprudenz noch die Bergwissenschaft zu studieren. Aber innige Beziehungen müssen schon vorher zwischen

ihm und den Siebeneichnern bestanden haben. Wenn es keine andern Beweise dafür gäbe, so sind sie in dem Briefe enthalten, durch den er am 7. April 1797 seinem Freunde Dietrich von Miltitz Sophiens Tod mitteilte: „Seit dem 19. März ist das Mädchen, an dem ich mit ganzer Seele hing, seit dem 19. März ist meine Seele tot — Sie war die Seele meines Lebens — Meine Wünsche und Bedürfnisse waren, wie die Ihrigen, so beschränkt — und auch diese Schranken fand das Schicksal noch zu groß und verbannte mich und Sie auf den Raum, den ein Grab einnimmt — — Wünsche Erasmus [dem Bruder] und mir baldige ewige Genesung und meinen Eltern und Geschwistern Tröstungen von unsichtbaren Lippen.“ So schreibt man nur an einen eng verbundenen Jugendfreund; auch setzen die andern in dem Briefe erwähnten Dinge langdauernde Vertrautheit mit Meißner und Siebeneichner Verhältnissen voraus, und es ist kaum begreiflich, warum diese Beziehungen, die noch Haym in seinem bekannten Buche über die Romantiker, auf die verdienstvolle Abhandlung von Peters „General Dietrich von Miltitz“ gestützt, erwähnt, von den neuern Biographen wie Ernst Heilborn und Ricarda Huch gänzlich vernachlässigt worden sind. Wir wissen zum Beispiel aus Novalis Briefen an die beiden Schlegel, daß er das Weihnachtsfest 1797 in Siebeneichen feierte, aus dem ganzen Ton eines andern von Peters veröffentlichten Briefes an Miltitz vom 6. Februar 1799 ergibt sich nicht nur der dort angekündigte Besuch „Freitag über acht Tage,“ sondern auch vorausgehende und nachfolgende Besuche bei Miltitzens. Dann war er wieder vor seiner Anstellung als Assessor in Dürrenberg, die am 3. Februar 1800 erfolgte, in Siebeneichen; die Heimreise nach Weiszenfels scheint er zu Pferde gemacht zu haben. Damals interessierte er seinen Siebeneichner Freund für den romantischen Physiker Ritter und verschaffte diesem von Miltitz ein Darlehn.

Es ist aber auch aus guter Quelle überliefert worden, daß Novalis wochenlang der Gast Agners, des Pächters des dem Freiherrn von Miltitz gehörenden, zwischen Siebeneichen und Scharfenberg liegenden Rittergutes Baddorf gewesen sei. Seine „Lehrlinge zu Saiz,“ eine Dichtung „von der Liebe in und zu der Natur“ (begonnen 1798), gelten als ein Erzeugnis der Freiburger Periode; wenn man aber die wenigen darin enthaltenen landschaftlichen Andeutungen als das Echo einer Wirklichkeit annehmen darf, so wüßte ich einen andern Ort als die reizlose Umgebung der alten Bergstadt, wo dieses feinsinnige Märchen von Hyazinth und Rosenblüte mitsamt seiner Einkleidung entstanden sein könnte: das einsame, träumerische Baddorfer „Totenhäuschen“ an der bewaldeten, steil zur Elbaue abfallenden Berglehne, das noch heute die Schauer echter Romantik umschweben. Ursprünglich das heitere, zum Lindenumsäumten Baddorfer Ballspielplatz gehörende „Kaffeehaus“ mit seiner entzückenden Aussicht auf den Strom und die fernen dunkeln Wald- und Bergketten der Moritzburger Gegend, mußte es Novalis zwischen Todessehnsucht und Lebenslust hin und her gerissenes Gemüt schon anlocken durch seinen Namen und die geheimnisvolle Sage von dem aus dem Fenster zur Elbe hinab und von selbst wieder hinauf rollenden Totenschädel und durch die wundervolle Natur und andächtige Stille, die es umgeben. Man ist versucht, sich Hyazinthen und Rosenblüte in zweien von den alterstgebräunten Häuschen wohnen zu denken, die am Abhange des nahen Scharfenberg liegen; auch der tiefe Schacht, in den der alte Hexenmeister den Knaben führt, ist dort vorhanden. Und wenn es an einer Stelle heißt: „Die Gans erzählte Märchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwischen, ein großer dicker Stein machte lächerliche Bocksprünge, die Rose schlich sich freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Esen streichelte ihm die sorgenvolle Stirn,“ so ist das Scharfenberg-Baddorfsche Szenecie. Und wenn die Aussicht beschrieben wird: „Die reizende Landschaft lag in schöner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor sich der Blick an blauen Gebirgen hinauf,“ oder: „Wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben, wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders als der Strom, wenn ich wehmütig in seine Wellen hinabschaue und die Gedanken in seinem Gleiten verliere?“ oder: „Die fernen Berge

wurden bunt gefärbt, und der Abend legte sich mit süßer Vertraulichkeit über die Gegend," so ist das die Aussicht und die abendliche Stimmung des Baydorfer Totenhäuschens. Auch irre ich wohl kaum, wenn ich annehme, daß diese tief sinnige Naturbetrachtung zuerst Dietrich von Miltiz und seiner Gattin vorgelesen worden ist, und zwar in einem Gartensaale Siebeneichens, der sich nach der Elbe zu öffnet, und von dem ein Stück nach rechts hin eine mehrgliedrige steinerne Freitreppe in die waldige Schlucht hinunterleitet: „Die großen Flügeltüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reisende setzten sich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes.“

Mit Novalis' Tode im Frühling 1801 erlosch das sanfte, sehnsuchtsvolle Feuer der Frühromantik, der ersten Periode der großen romantischen Bewegung, die wir die philosophisch = lyrische nennen können. Es folgte unter den harten Hammer schlägen der napoleonischen Zeit eine wesentlich anders geartete Periode der Romantik: ich nenne sie ihr heroisches Zeitalter. Bei Austerlitz und bei Jena zerbrach das alte Deutschland in Stücke, und statt der völkereglückenden „gallischen Freiheit“ zog die alles bedrückende Knechtschaft der korsischen Gottesgeißel weithin über die Lande; Leichensfelder, körperliches und sittliches Elend, Verarmung und Schmach bezeichneten ihre Bahn. Aus jedem Notschrei aber klang dem weichmütigen, verzagten, glaubenslosen, in Kosmopolitismus und Gefühlständigkeit entnervten Geschlecht der Ruf entgegen: „Werde hart, fromm und stark.“ Er wurde auch von den Romantikern vernommen, und es sei ihnen zum Ruhme gesagt, daß sie den Ruf verstanden. Hatten sie sich bisher in einer zügellosen Anbetung des Ichs gefallen, so lernten sie nun die ernstern und schwerern Seiten der Fichteschen Ethik verstehen, daß jede Handlung ein Glied sein müsse der Handlungen, in denen das Ich sich ansehen könne als in Annäherung zur absoluten Unabhängigkeit begriffen, d. h. zur sittlichen Freiheit, und Fichte selbst schärfte im Winter 1807/08 durch seine herrlichen, in Berlin gehaltenen und dann im Druck durch ganz Deutschland verbreiteten „Reden an die deutsche Nation“ Tausenden die Gewissen und begeisterte sie zu dem Streben, das in dem Sage ausgesprochen ist: „Deutsch sein und Charakter haben ist ohne Zweifel dasselbe“; schließlich starb er selbst den Heldentod als Krankenpfleger am Lazarettfieber den 27. Januar 1814. Schleiermacher aber, der auch zu den Begründern der Romantik gehört, erweckte durch Predigt und Schriften einen neuen, in den Tiefen des Gemüths wurzelnden Glauben; Friedrich Schlegel schrieb die schwungvollen Aufrufe, die 1809 die österreichische Erhebung einleiteten, und August Wilhelm Schlegel finden wir während des Freiheitskrieges als Publizisten im Hauptquartier Bernadottes.

(Schluß folgt)



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)



ein Roman ist zu Ende, mein Frühlingstraum ist ausgeträumt, sagte die Prinzessin mit einer vielleicht etwas geheuchelten Art von Verdrossenheit und Melancholie zu Frau Brandt.

Was meinst du damit? fragte diese ungerührt.

Mein Schustersohn ist verschwunden — hat sich in glänzenden Dunst aufgelöst, erklärte Durchlaucht lachend.

Das verstehe ich nicht, entgegnete Frau Brandt. Er ist doch wohl nicht von Sant' Messina abgereift?